

BEITRÄGE ZUR ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DES MENSCHLICHEN BEWUSSTSEINS.

I. DAS AUGES ALS ORGAN DER BEWUSSTSEINSENTWICKLUNG*).

FRIEDRICH HUSEMANN.

Durch die Sinne erlebt sich der Mensch als Teil der Welt, er geht durch sie in ihr auf; vermöge der Sinne kommt er aber auch zu sich selbst, wird er schließlich ein selbstbewußtes Wesen. Diese beiden Tatsachen können darauf aufmerksam machen, daß der Mensch als geistig-seelisches Wesen sich in verschiedener Weise zu den verschiedenen Sinnen verhält. In seinem Buch „Von Seelenrätselfn“ hat Rudolf Steiner darauf hingewiesen, daß man den Dienst, den die Sinne dem Menschen leisten, nicht verstehen kann, wenn man sich nicht entschließt, neben den gewöhnlich so genannten noch andere Sinne anzuerkennen. So nennt Steiner „Sinn“, was uns irgend einen Tatbestand unmittelbar gegeben sein läßt. Dann muß man z. B. die unmittelbar gegebene Tatsache, daß in einem anderen Menschen ein „Ich“ vor mir steht, als Funktion des „Ich-Sinnes“ erkennen. Durch den Ich-Sinn erlebt man also unmittelbar eine geistige Tatsache in der Außenwelt, und man vergißt in dem Augenblick völlig sein eigenes Sein. Das Umgekehrte ist der Fall bei einer Reihe anderer Sinne, die uns mehr die eigene Körperlichkeit erleben lassen, wie der Lebenssinn (das Erleben der Verfassung im Organismus), der Gleichgewichtssinn usw. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß man die Sinne einteilen kann nach dem Grade ihrer „Bewußtheit“, d. h. der Rolle, die sie für das Wachbewußtsein spielen, und daß z. B. Gesichtssinn, Gehörsinn, Sprachsinn, Denksinn in dieser Beziehung sich von den vorher genannten unterscheiden wie etwa Wachen und Träumen.

Die Anthroposophie spricht davon, daß das heutige Wachbewußtsein der Menschheit sich aus früheren, mehr traumhaften Bewußtseinszuständen heraus entwickelt hat. Sie weist hin auf die altindische Kulturepoche, in der der Mensch noch bei weitem nicht so deutliche Sinneswahrnehmungen hatte wie heute, sondern durch die Reste eines früheren Hellsehens seinen Zusammenhang mit der Welt erlebte. Er lebte in einer Welt inneren Schauens und scheute sich, mit der chaotisch erscheinenden Sinneswelt sich zu verbinden. Der Geist war ihm Realität, die Sinneswelt Maja. — Als folgende Epoche bezeichnet die Anthroposophie die altpersische Zeit. Das Interesse des Menschen für die Sinneswelt erwacht, er betrachtet sie als etwas, das überwunden werden muß durch

*) Nach einem gelegentlich des zweiten Anthroposophischen Hochschulkurses in Dornach gehaltenen Vortrag.

Kampf und Arbeit. Die Erde ist ihm der Ausdruck finsterner Gewalten, die die Gegner sind der Lichtesmächte, als deren Diener er sich fühlt. Diese Polarität des Erlebens von Licht und Finsternis drückt der ganzen Epoche den Stempel auf und findet in den beiden Göttern Ormuzd und Ahriman einen charakteristischen Ausdruck. — Eine weitere Stufe stellt dann die chaldäisch-babylonisch-ägyptische Zeit dar. Die sinnliche Außenwelt nimmt den Menschen schon so sehr in Anspruch, daß er die geistige Welt dagegen verblassen fühlt: Osiris, der Gott des Lichtes, ist nur noch im Jenseits zu finden. — Die darauf folgende vierte Epoche stellt einen gewissen vorläufigen Abschluß der angedeuteten Entwicklung dar. Das Erlebnis der „Wirklichkeit“ hat der Mensch jetzt nicht an der geistigen Welt — die ist ihm ein „Reich der Schatten“ —, sondern an der Sinneswelt; nur in ihr fühlt er sich heimisch.

Interessante Parallelen zu diesen Angaben der Geisteswissenschaft bieten die Tatsachen, welche Sprachforschung und vergleichende Völkerkunde über die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes ergeben haben. Insbesondere die Ergebnisse des Sprachforschers Lazarus Geiger sind hier zu erwähnen, die wiederum von dem Augenspezialisten Hugo Magnus aufgenommen und ergänzt wurden. (Siehe dessen Schrift: „Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes“.)

Nach H. Magnus kann es nicht zweifelhaft sein, daß es in der menschlichen Entwicklungsgeschichte eine Zeit gegeben haben muß, in welcher das Auge nur Lichtsinn war, der Farbensinn aber noch vollständig fehlte, und daß der letztere sich aus dem Lichtsinn entwickelt hat. — In den frühesten Zeiten der indischen Epoche scheint man nur den Unterschied zwischen Lichtmangel und Lichtfülle gemacht zu haben. Zwar gibt es im alten Sanskrit ein Wort „aruscha“, das als Bezeichnung für „Rot“ verwendet wurde; das Eigentümliche aber ist, daß es gleichzeitig auch „Weiß“ bedeutete *). Eine so auffallende Tatsache läßt sich offenbar nur so verstehen, daß die Empfindung für Rot später aufge-

*) Herr Prof. Beckh, dem ich diese Mitteilung verdanke, schrieb mir dazu: Das fragliche Wort heißt im Sanskrit aruṣa (spr. áruscha), im Avesta (das dem ältesten vedischen Sanskrit gegenüber eigentlich nur wie ein verschiedener Dialekt sich ausnimmt) aurušo (spr. aúruscho). Die Bedeutung ist im späteren Sanskrit: „feuerrot“ oder „rötlich“, im Avesta „weiß“, im alten vedischen Sanskrit schwankt sie noch zwischen „hell, licht, blond“ und „rot, rötlich“. Die sprachliche Identität von aruṣa und aurušo ist zweifellos. — Der bestimmten positiven Bedeutung „weiß“ von aurušo (ebenso arus im Mittelpersischen) steht die zwischen verschiedenen Licht- und Farbennuancen schwankende Bedeutung des älteren vedischen aruṣa gegenüber, wovon dann im späteren Indischen die Bedeutung „rot“ oder „rötlich“ durchdringt, während auch im späteren Persischen die Bedeutung „weiß“ sich erhält. Die Urbedeutung des Wortes scheint einfach „licht“ zu sein, es handelt sich um die gleiche Wurzel, die auch in arjuna (in der Bhagavadgita als Eigenname: Arjuna, spr. árdschuna) „licht“, und arc „strahlen“, arcis „Lichtstrahl“, arka „Sonne“ usw. steckt.

treten ist als die für Weiß, und daß dann das Wort auf die Rotempfindung übertragen wurde.

Mit dieser Empfindlichkeit für Rot ist schon eine zweite Epoche in der Entwicklung des Farbensinnes gegeben. Allerdings scheint in frühen Zeiten „Rot“ noch nicht von „Gelb“ gesondert zu werden, denn die Bezeichnungen für Gelb gehen nach Geigers Untersuchungen aus Sprachwurzeln hervor, die zur Benennung des Goldes dienen. Wenn Viktor Goldschmidt von diesem „Rotgelb“ sagt, daß es im Leben anknüpft an Sonne, Feuer, Gold; daß es das Leben versinnbildlicht; den Herrscher und die höchste Gottheit, den Sonnengott, bezeichnet, so ist in diesen Worten eine Beziehung dieser Farbe zu der Ormuzdverehrung kaum zu übersehen. Während also Rot bzw. Gelb offenbar am frühesten wahrgenommen wurden, treten die anderen Farben erst später auf. Das läßt sich insbesondere für Grün und Blau leicht zeigen. Was Geiger hierüber zu sagen hat, ist so anschaulich, daß es hier wörtlich folgen möge*):

„Grüne Objekte hat es für die Menschen begreiflicherweise gegeben, solange auf der Erde Pflanzenvegetation vorhanden war, und wenn der Himmel aus heiligen Gründen ihrer Beobachtung nahe lag, so mußte ihnen die Erde, von der sie und ihre Tiere sich nährten, nicht weniger angelegen sein. Dennoch geben die zehn Bücher der Rigvedalieder, bei häufiger Erwähnung der Erde, ihr das Beiwort Grün so wenig, wie dem Himmel Blau. Es wird von Bäumen, Kräutern und Futtergras, von reifen Zweigen, lieblichen Früchten, nahrungsreichen Bergen, auch vom Säen und Pflügen öfters gesprochen; von grünem Gefilde ist niemals die Rede. Noch auffallender ist die gleiche Erscheinung im Zendavesta. In diesem Buche steht das Interesse für die Erde und ihre Fruchtbarkeit noch mehr im Vordergrund; die daraus hervorgehenden Zustände des Volkes sind auf den Ackerbau gegründet, die Ackerbauer bilden den dritten Stand neben Kriegern und Priestern. In einer Anrufung an die personifizierte heilige Pflanze Haoma heißt es: ‚Ich lobe die Erde, die weite, breite, fruchtbare, die dich trug; ich lobe das Erdreich, wo du wohlriechend wuchsest.‘ Die Bäume heißen: fruchtbar, schön, emporgewachsen, mächtig, und endlich auch an einer Stelle goldfarbig, in Beziehung auf das Gold der Früchte.“

Aus dieser Epoche der Farbensinnentwicklung stammen offenbar auch die Werke Homers. Auch in seinen Landschaftsbeschreibungen fällt auf, daß er das Grün nicht hervorhebt, sondern nur von den Lichteffekten spricht. Im übrigen wendet er wohl ein Wort an, das später auch für „grün“ gebraucht wird (chlorós), es bedeutet bei Homer aber durchaus noch nicht im heutigen Sinne „grün“. Das ergibt sich ohne weiteres aus seiner Anwendung für Honig, oder wenn er es gebraucht,

*) Zitiert nach H. Magnus.

um das nach dem Bläßgrünen gehende Aussehen eines erschreckten oder geängstigten Menschen zu kennzeichnen. Auch die blaßgrüne Farbe der jungen Saat wird mit chlorós bezeichnet. Dieses Wort hat also ursprünglich zweifellos „gelblichgrün“, „gelb“ bedeutet, immer verbunden mit dem Charakter des „Fahlen“. Erst in der späteren griechischen Zeit wird Gelb und Grün exakt unterschieden, woraus hervorgeht, daß sich die Empfindlichkeit für Grün erst allmählich aus der für Gelb herausdifferenziert hat. — Dasselbe gilt für die Wahrnehmung des Blauen. Bei Homer werden nämlich blaue Blumen, der blaue Himmel mit denselben Worten beschrieben wie dunkles Haupthaar, schwarze Trauerkleider, graue Wolken. Daraus ergibt sich, daß zu Homers Zeiten die Empfindung für Blau von der Schwarzempfindung noch nicht gesondert war. Noch die Pythagoreer zählten nur vier Farben: Schwarz, Weiß, Rot, Gelb, und Plinius berichtet, daß in alten Zeiten die Maler zum Anfertigen ihrer Gemälde nur Rot benutzten, weswegen diese auch Monochromata hießen; später habe man vier Farben benutzt, nämlich Weiß, Schwarz, Rot und Gelb. Die angeführten Tatsachen, die natürlich nur eine kleine Auswahl aus dem ungeheuren Material darstellen, zeigen deutlich, daß sich die Menschheit erst im Laufe langer Zeiträume die heutige Farbenempfindung erworben hat.

Es ist aber ein Gesetz aller Entwicklung, daß für Neuerworbenes Altes verschwinden muß. Das Alte, das bei der Eroberung der sinnlichen Wahrnehmungswelt verschwinden mußte, ist eben das ursprüngliche alte Hellsehen, von dem uns die Mythen, Märchen und Sagen vergangener Zeiten ja genügend deutliche Kunde geben. — Die Anthroposophie stellt die psychophysiologische Bedingtheit dieser Entwicklung auch so dar, daß sie sagt: In der altindischen Zeit war das Bewußtsein des Menschen noch nicht in der Weise durch die Sinnesorgane des physischen Leibes bedingt wie heute. Das hing damit zusammen, daß er überhaupt noch nicht so scharfe und starre Sinneswahrnehmungen hatte wie der heutige Mensch. Jede Sinneswahrnehmung ist ja zugleich ein Lebensvorgang im Organismus. Auf eine äußerlich wahrgenommene Farbe reagiert das Auge mit einer innerlich produzierten „Gegenfarbe“, auf Rot mit Grün usw. Diese innerlich produzierten Farben nehmen wir aber im allgemeinen nicht wahr, weil sie von der Intensität der äußeren Farbe überleuchtet werden. Es gibt aber Menschen, bei denen die „innere Farbe“ so stark in die äußere Wahrnehmung hineinspielt, daß diese dadurch in ihrer Qualität merklich verändert wird*). Sie sehen z. B. ein Gelb neben starkem Rot als „Grün“, weil das durch das Rot innerlich hervorgerufene Grün das ihm nahestehende Gelb gewissermaßen über-

*) In geringem Maße ist das bei jeder Farbenwahrnehmung der Fall, vergleiche Dr. W. J. Stein: Die moderne naturwissenschaftliche Vorstellungsart . . .

leuchtet. — Man kann sich nun denken, daß ein ähnlicher Zustand früher allgemein war, aber so, daß äußere und innere Farbe sich das Gleichgewicht hielten. Dann würde nämlich überhaupt keine Farbewahrnehmung zustande kommen, sondern nur die Wahrnehmung des Lichtes, diese aber verbunden mit dem Erleben seiner Wirkung auf den Lebensprozeß. Die Voraussetzung dazu würde also sein, daß der Mensch die Lebensvorgänge des eigenen Organismus ebenso stark wahrnimmt wie die Vorgänge, die in der Außenwelt der Sinneswahrnehmung zugrunde liegen. — Etwas Derartiges ist nun gemäß der Geisteswissenschaft in der altindischen Zeit tatsächlich der Fall gewesen, und das hing damit zusammen, daß das den Lebensvorgängen zugrunde liegende Lebensprinzip, der Lebensleib (Ätherleib), zu jener Zeit noch nicht so eng mit dem physischen Leibe verbunden war wie heute. Das bedingte, daß der Mensch sich physiologisch in einem ähnlichen Zustande befand wie jetzt während des halbawachen Träumens. Je fester aber die Verbindung des Ätherleibes mit dem physischen Leibe wurde, um so mehr trat das traumhafte Erleben, in das die Vorgänge der geistigen Welt hineinspielen konnten, zurück gegenüber der Anschauung der sinnlichen Welt.

Daß eine solche Verschiebung in dem dynamischen Verhältnis der Wesensglieder des Menschen stattgefunden hat, kann einem als eine unumgängliche Annahme erscheinen, wenn man sich in diese Probleme vertieft *). Es besteht aber auch die Möglichkeit, zu diesen Angaben der Geisteswissenschaft gewisse analoge Erscheinungen zu finden, die diesen Prozeß unserem Verständnis noch näher bringen. — Untersuchungen an Hirnverletzten, bei denen das „Sehzentrum“ in der Hirnrinde mehr oder weniger zerstört war, haben ergeben, daß als Folge der Verletzung oft totale Farbenblindheit auftrat; d. h. : die Verletzten sahen nur Hell und Dunkel, konnten aber keine Farbnuancen unterscheiden. Je mehr nun die Hirnverletzung heilte, um so mehr stellte sich die normale Farbensmpfindung wieder her. Auf einer gewissen Stufe der Heilung konnte man aber feststellen, daß je nach der Intensität der dargebotenen Farbe entweder totale Farbenblindheit oder Rot-Grün-Blindheit oder völlig normales Farbsehen vorhanden war. Auch tageweise Schwankungen in der Fähigkeit des Farbenswahrnehmens konnten gefunden werden. So gab es Kranke, die bei gutem Befinden Grün und Blau unterscheiden konnten, bei schlechtem Befinden aber nicht. Der Untersucher weist selber darauf hin, daß man es hier offenbar mit einer „psychischen Farbens-

*) Ich habe gelegentlich des ersten Dornacher Hochschulkurses in dem Vortrag über „Psychiatrische Fragen der Gegenwart“ einiges Material beigebracht, das die Anwendung der anthroposophischen Begriffe auf pathologische Erscheinungen zeigen soll.

schwäche“ zu tun habe, die an die „Blaublindheit“ der Griechen erinnere.

Im Stadium der völligen Farbenblindheit konnten die Patienten sich auch keine willkürlichen Erinnerungsbilder von den früher gesehenen Farben hervorrufen. Farbige Gegenstände konnten sie sich nur in einer bestimmten Helligkeitsnuance vorstellen. Sie wußten zwar, daß die Kornblume blau, das Blut rot wäre, aber das Vorstellungsbild davon war nicht farbig. Erst zur Zeit der Wiederherstellung des Farbensinnes trat auch die Möglichkeit der farbigen Vorstellung wieder ein. — Betrachtet man diese Erscheinungen vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt, so kann man sagen: Durch die Verletzung des Gehirns verliert der Ätherleib an der betreffenden Stelle die physische Grundlage, er wird bis zu einem gewissen Grade frei; der Mensch bekommt dadurch an der Stelle ein solches Verhältnis zwischen Gehirn und Ätherleib, wie es in früheren Zeiten der Menschheitsentwicklung war, als physischer Leib und Ätherleib noch nicht so eng verbunden waren, und die dadurch bedingte totale Farbenblindheit ist etwa zu vergleichen mit dem Zustand des Farbensinnes zur altindischen Zeit *). — Die Entwicklung der Menschheit seit der altindischen Zeit besteht, physiologisch gesprochen, darin, daß Gehirn und Ätherleib allmählich zur Deckung gebracht wurden; dadurch kam die Abdämpfung des übersinnlichen Erlebens und die Vorherrschaft des Sinnenbewußtseins zustande **). Ein Ausdruck dafür ist der gleichzeitige Erwerb der Farbenwahrnehmung. Mit der griechischen Kultur war diese Entwicklung zu einem gewissen Abschluß gekommen: der Mensch erlebte sich als bewußtes Wesen durch das Zusammenspiel der Sinneswahrnehmungen. Das zeigt neben vielem anderen auch das Wört, das der Grieche für „Bewußtsein“ anwandte: Synaisthesis, das „Zusammenspiel der Sinneswahrnehmungen“.

Die Naturwissenschaft ist ein Ergebnis der fünften Kulturperiode, unseres heutigen Zeitraumes. Sie ist mehr als alle früheren Wissenschaften auf die Sinneswahrnehmung gegründet und im wesentlichen eine Wissenschaft des Auges: Ohne Auge kein Messen, kein Instrument, keine Technik. Zu der gleichen Zeit aber wie die Naturwissenschaft trat auch das Ich-Bewußtsein in der Menschheit mit einer beson-

*) Daß die Kranken sich zur Zeit der Wundheilung keine farbigen Vorstellungen bilden konnten, erscheint aus den anthroposophischen Anschauungen heraus begreiflich. „Vorstellen“ heißt nämlich nichts anderes als „Spiegeln der Vorgänge im seelisch-geistigen Organismus am Gehirn“. Solange aber die Tätigkeit des Ätherleibes noch für die Wundheilung verwendet wird, kann sie sich naturgemäß nicht am Gehirn spiegeln (ganz Analoges kann beim heranwachsenden Menschen beobachtet werden).

***) Etwas Ähnliches findet ja statt, wenn wir aus einem Traum erwachen. Man kann da oft sehr genau den Moment beobachten, in dem plötzlich die äußere Wahrnehmung das Leben in den Traumbildern verdrängt.

deren Intensität auf. In dem Buch „Die Rätsel der Philosophie“ kann man das beschrieben finden. Liegen vielleicht auch für dieses Heraufkommen des Ich-Bewußtseins die Bedingungen in der Organisation des Auges? — Vergewärtigen wir uns, an welchen psychischen Prozessen sich das Ich-Bewußtsein zunächst entzündet. Das Kind erlebt eine gewisse Reihe von Ereignissen. Während des Erlebens geht es mehr oder weniger in dem Erlebten auf. Erst von einer gewissen Zeit an lernt es, das Vergangene sich wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei macht es (im Seelischen) eine Bewegung, die entgegengesetzt ist derjenigen, die ihm vorher durch den Gang der Ereignisse aufgezwungen wurde. Durch diese Überwindung des Zeitverlaufes der in der Körperlichkeit verankerten Erinnerungsbilder aber kommt es zum Bewußtsein des Ich.

Etwas Analoges liegt nun auf physiologischem Gebiet in der Organisation des Auges vor. Betrachtet man nämlich den Gang des Lichtes durch die Netzhaut, so fällt einem auf, daß es erst die ganze Schicht der Ganglienzellen durchlaufen muß, ehe es an die Stäbchen- und Zapfenschicht kommt, welche als die eigentlichen Organe der Lichtwahrnehmung angesehen werden. Diese selbe, vom Licht durchdrungene Nervenschicht muß nun der durch das Licht hervorgerufene Nervenprozeß rückläufig durchlaufen. Theodor Ziehen findet diese Einrichtung des Auges unpraktisch, weil sie viel von der Intensität des Lichtes wegnehme. Tatsächlich kann eine solche Einbuße an Lichtfülle aber nicht beobachtet werden, sie wird nur theoretisch angenommen. In Wirklichkeit also muß man sagen: Die theoretisch anzunehmende Beeinträchtigung der Lichtempfindung durch die Retina tritt nicht ein; daraus folgt, daß das Licht die durch die Stofflichkeit bedingte Störung überwindet. Das Licht vollführt also physiologisch, was der Mensch sonst nur auf dem Umwege über das Psychische (z. B. in der Erinnerung) kann: das Überwinden der an die Stofflichkeit gebundenen Prozesse. Hierin kann man die physiologische Vorbereitung des Denkens, des Bewußtseins überhaupt und letzten Endes des Ich-Bewußtseins sehen.

Manches ließe sich noch anführen, das zeigen würde: Das Sehen ist von allen Sinnesbetätigungen am meisten geeignet, den Menschen zum Denken anzuregen. Man braucht z. B. nur das Schmecken zum Vergleich heranzuziehen, für das gerade das Gegenteil gilt, so wird das sofort deutlich. Im Auge wird der stoffliche Prozeß durch das Licht überwunden, im Geschmacksorgan überwindet der Stoffwechselprozeß das Wahrgenommene. So leben wir durch das Auge fast ganz in der Außenwelt, durch den Geschmack ganz in uns selber. Im Licht der Außenwelt wachen wir auf, durch die Stoffwechselvorgänge des Organismus wird das Bewußtsein zum Traum- und Schlafbewußtsein herab-

gedämpft. Diese Polarität des Erlebens ist letzten Endes die Vorbedingung für die Ausbildung des Ich-Bewußtseins.

Daß in der Tat ein enger Zusammenhang zwischen Denken und Sehen besteht, zeigt ja eine einfache Überlegung. Man versuche nur einmal, aus irgend einem philosophischen oder wissenschaftlichen Buch alle Worte zu streichen, die vom Sehen hergeleitet sind, und es wird nicht viel übrigbleiben, was das Denken bezeichnet; „einsehen“, „einleuchten“, „Klarheit“, „Idee“ sind z. B. solche Worte. Die Grundlage alles bewußten Seelenlebens ist aber die Möglichkeit, in Vorstellungen zu leben. Diese gehen nun beim vollsinnigen Menschen zum größten Teil auf Gesichts- oder Gehörs wahrnehmungen zurück. Gerade die optischen Vorstellungen haben aber manche Eigentümlichkeiten. — Einerseits faßt man im Gesichtsfeld eine Menge Dinge zusammen, die eben räumlich zusammen sind, innerlich aber keine Beziehung zueinander zu haben brauchen. Dieses äußerliche Zusammenfassen durch das Sehen hat also eine formale Ähnlichkeit mit dem Denken, das die Wahrnehmungen durch Begriffe zusammenfaßt. — Andererseits fordert die Erscheinung, die sich dem Menschen als Gesichtsfeld darbietet, ihn geradezu auf, sie nicht als etwas Einheitliches, bloß Gegebenes stehen zu lassen, sondern sie in Einzelheiten aufzulösen, die Einzelheiten zu vergleichen, miteinander in Beziehung zu setzen, d. h. sie denkerisch zu verarbeiten. Das räumliche Zusammensein der Dinge ist also durch das Auge gegeben; das innere Zusammengehören wird durch das Denken herausgearbeitet: aus dem äußeren Raum wird ein innerlicher geschaffen, eben das Seelenleben selber. Den Weg vom einen zum anderen macht der Mensch im Laufe seines Lebens mehr oder weniger gründlich durch: von den durch die Sinnesorgane gegebenen assoziativen Zusammenhängen geht er aus, zu den geistigen Zusammenhängen gelangt er durch das Denken. Wird er sich dieser seiner Tätigkeit bewußt, so erwacht sein Selbstbewußtsein.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint es nicht gleichgültig, wie die Menschen der verschiedenen Kulturepochen sich zu den Sinneswahrnehmungen eingestellt haben. Wenn Livius z. B. berichtet, daß Philipp von Mazedonien, der Vater Alexanders des Großen, auf den Berg Hämos in Thrazien gestiegen sei, um Pontus und Adria zugleich zu sehen, so kann man in einem solchen Bestreben einen Ausdruck des erwachenden Persönlichkeitsbewußtseins sehen, das nicht zufrieden ist mit der gegebenen Wahrnehmungswelt, sondern sich neue Wahrnehmungsmöglichkeiten erschließen will. Philipp von Mazedonien will mit einem Blick umfassen, was sonst nur nacheinander gesehen werden kann: im Sinnlichen will er genießen, was das Wesen des Begriffes ist. Aber er ist nur ein einzelner Vorläufer der neuen Einstellung. Viele Jahrhunderte

schlummerte dieses Streben nach selbsterarbeitetem Zusammenschauen in den Tiefen der Seelen, und als Petrarca durch die Erzählung des Livius angeregt, im Jahre 1336 den Mont Ventoux bestieg, um ein ähnliches Erlebnis zu haben, tat er es nur mit träumender Seele. Bei sich trug er Augustins Bekenntnisse, und auf dem Gipfel angelangt, las er darin die Worte: „Die Menschen gehen zu bewundern der Berge Höhen, und des Meeres gewaltige Fluten, und den weiten Lauf der Ströme, und den Umkreis des Ozeans, und die Bahnen der Gestirne, und sie vergessen sich selber.“ Diese Worte empfindet Petrarca als einen Fingerzeig Gottes, er schämt sich seines weltlichen Begehrens, verläßt eiligst den Berg und bittet seinen Beichtvater reumütig um Verzeihung.

Aber wie gänzlich verändert zeigt sich das europäische Bewußtsein ein Jahrhundert später und gar in der darauffolgenden Zeit! Überall das Bestreben, dem Auge neue Welten zu erschließen, durch Mikroskop, Fernrohr, Experiment. Jetzt steigt Galilei auf den Turm, nicht um eine Aussicht zu genießen, sondern um durch Überschaun der bewußt herbeigeführten Vorgänge den inneren Zusammenhang der Dinge zu ergründen: das Zeitalter der Bewußtseinsseele hat begonnen!

Aus diesen kurzen Ausführungen dürfte sich ergeben, daß die Bewußtseinsentwicklung der Menschheit parallel ging der Ausbildung des Gesichtssinnes. Die Menschheit hat dadurch Unendliches gelernt in bezug auf exaktes Beobachten und Denken. Jetzt steht sie an einem Punkte, wo die äußere Wahrnehmung nichts prinzipiell Neues mehr bieten zu können scheint, wo man jedenfalls durch die Beobachtung eines solchen nicht prinzipiell weiterkommen kann. Heute ist es deshalb notwendig, die Erkenntnismöglichkeiten dadurch zu erweitern, daß man durch die Methoden der Anthroposophie die inneren Erlebnisse wieder stärker hervortreten läßt, nicht in dem Sinne des alten Hellsehens, sondern indem man von einem disziplinierten Denken vorschreitet zu einer exakten Erforschung des Übersinnlichen.